"Die Realität hier sieht anders aus"

Autor(en): **Stofer, Judith**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Zeitschrift für Sozialhilfe : ZESO**

Band (Jahr): **109 (2012)**

Heft 2

PDF erstellt am: **26.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-839818

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

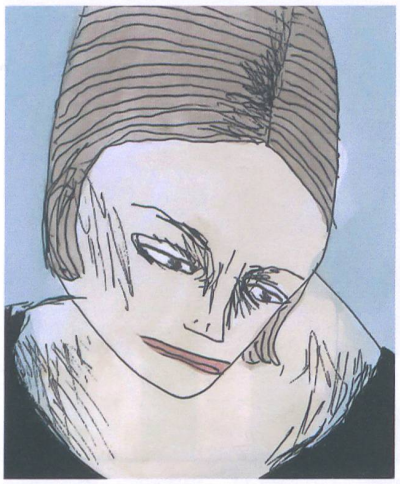
Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

«Die Realität hier sieht anders aus»

Sandra, Camila und Weronika sind im Rahmen der Personenfreizügigkeit in die Schweiz gekommen, weil sie hier arbeiten und ein besseres Leben führen wollten. Auf den Traum folgte die Ernüchterung. Einblicke in den Alltag von drei Arbeitnehmerinnen.

Sandra F.*, 25 Jahre alt, aus Portugal, arbeitete zweieinhalb Jahre lang bei einem Gemüseproduzenten im Kanton Thurgau



«Ich liebte meinen Beruf als Journalistin, aber ich verdiente einfach nicht genug zum Leben», erzählt Sandra F. ohne Wehmut. Die dunkelhaarige 25-jährige Portugiesin mit einem Universitätsabschluss in Kommunikation erzählt in fliessendem Hochdeutsch, warum sie ihre Anstellung bei einer über 100-jährigen Landzeitung in Nordportugal vor zweieinhalb Jahren aufgegeben hat und in die Schweiz gekommen ist. Sie wollte nicht mehr länger von ihren Eltern abhängig sein. Sie wollte endlich auf eigenen Beinen stehen.

Und so beschloss sie, in die Schweiz auszuwandern und dem Beispiel ihrer Eltern zu folgen. Diese waren vor ihrer Geburt aus Portugal in die Schweiz migriert, weil ihr Vater hier eine Stelle gefunden hatte. Sandra F. und ihre jüngere Schwester wurden in der Schweiz geboren. Nach sieben Jahren kehrte die Mutter mit ihren beiden Töchtern nach Portugal zurück, der Vater blieb in der Schweiz. «Das war nicht einfach für meine Eltern, aber wir sind eine Familie geblieben», stellt die junge Frau klar.

Sandra F. reiste vorerst als Touristin ein mit dem Ziel, möglichst schnell eine Stelle zu finden. «Es war für mich klar, dass ich die erste Chance, die sich mir bot, packen würde», erklärt sie. Anfänglich wohnte sie bei ihrem Vater im Kanton Thurgau. Über einen Nachbarn fand sie eine Stelle bei einem Gemüsebauern. Für 3100 Franken brutto monatlich (mal zwölf) verpackte sie Gemüse, arbeitete im Feld, putzte die Gemüsehallen und Tomatengewächshäuser – kurz und gut: Sie packte an, wo sie gebraucht wurde. Ende Jahr gab es eine Gratifikation: Zwischen 100 und 1500 Franken, je nachdem, wie zufrieden der Bauer mit der Arbeit der Angestellten war.

Die Arbeitstage waren lang. Um sechs Uhr war Arbeitsbeginn, zwischen 19 und 20 Uhr war sie wieder zuhause. Zehn, zwölf Stunden Arbeitseinsatz waren normal. Am Samstag wurde jeweils bis Mittag gearbeitet. Danach kaufte sie ein, besorgte die Wäsche, putzte ihre kleine Wohnung. Am Sonntag schlief sie aus, erholte sich. Sandra F.: «Körperlich war ich jeweils richtig kaputt.» Überzeit wurde keine ausbezahlt, diese musste in den Monaten November bis Februar als Freizeit kompensiert werden.

Nach einem Jahr erhielt sie eine Lohnerhöhung von 200 Franken. «Ich machte meine Arbeit offensichtlich gut», meint sie. Im Sommer arbeiteten rund 60 Angestellte auf dem Hof, in den Wintermonaten die Hälfte. Die meisten seien langjährige Angestellte aus Portugal, die bereits seit fünf, zehn Jahren für den Gemüsebauern arbeiteten. Im vergangenen Jahr seien auch vermehrt Männer und Frauen aus Polen und der Slowakei für die Sommermonate eingestellt worden. Sandra F.: «Die arbeiteten viel und hart und sagten nie Nein, wir Portugiesen sagten eher einmal unsere Meinung, wenn wir nicht einverstanden waren.»

Zum Deutschlernen kam sie während den strengen Arbeitseinsätzen nicht. «Ich war abends viel zu müde und sowieso fehlte es an Freizeit», erklärt sie. Zum Glück hatte sie bereits in Portugal Deutsch gelernt. So konnte sie sich, auch weil sie in der Zwischenzeit den Ausweis B erhalten hatte, nach mehr als zwei Jahren nach einer interessanteren Stelle umsehen. Ein Temporärbüro bot ihr zwei Stellen an. Doch wegen ihrer dreimonatigen Kündigungsfrist kam keines der Angebote in Frage. «Das war mein Glück», erklärt sie trocken. Kurz darauf wurde sie angefragt, ob sie ab und zu für die portugiesische Zeitschrift «Lusitano» in Zürich schreiben wolle, gleichzeitig wurde sie auf ein Stelleninserat der Gewerkschaft Unia aufmerksam: Diese suchte eine portugiesisch sprechende Gewerkschaftssekretärin für den Gartenbau. Anfang April hat sie ihre neue Stelle bei der Gewerkschaft angetreten. Zu 80 Prozent arbeitet sie nun bei der Unia, in der restlichen Zeit wird sie für den «Lusitano» schreiben.

Camila B.*, 30 Jahre alt, aus Südamerika, arbeitet seit fünf Jahren als Verkäuferin in Bern

Camila B. ist wegen der Liebe nach Europa ausgewandert. Mit 17 Jahren hat die temperamentvolle Südamerikanerin ihren Mann kennengelernt und ist bald darauf zu ihm nach Deutschland gezogen. Im Heimatland ihres Mannes lernte sie intensiv Deutsch, schloss eine Ausbildung als Reiseleiterin ab und arbeitete als

Modeverkäuferin. «Wir sind ein gleichberechtigtes Paar», sagt sie. Weil ihr Mann in der Schweiz eine Stelle gefunden hat, sind die beiden vor fünf Jahren zuerst nach Winterthur und kurze Zeit später nach Bern gezogen. Für Camila B. war es kein Problem, in Bern eine Stelle als Verkäuferin zu finden. Die 30-jährige Frau spricht fliessend Spanisch und Deutsch, sie ist selbstbewusst, offen und kann auf die Leute zugehen. «Ich bin pünktlich, ich arbeite gerne und ich bin nicht frech», beschreibt sie sich selber.

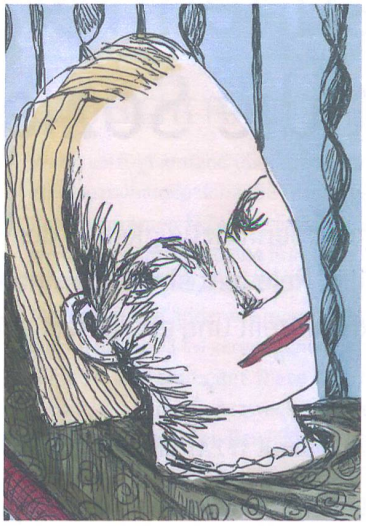
Seit einiger Zeit arbeitet die vife Südamerikanerin bei einer internationalen Modekette als Verkäuferin. Es ist bereits ihre dritte Verkaufsstelle in der Schweiz. Camila B. ist schockiert über die Arbeitsbedingungen. «Die Schweiz gibt sich im Ausland ein besseres Image, die Realität hier sieht anders aus», stellt die junge Frau nüchtern fest. Die Arbeit als Verkäuferin sei streng, manchmal werde man richtiggehend herumgejagt und vielen Kundinnen und Kunden mangle es an Respekt gegenüber dem Personal. Der Lohn sei zudem sehr tief. Zwischen 18 und 19 Franken Stundenlohn brutto verdiene sie, was einem Monatslohn von rund 3400 Franken entspreche. Camila B. fragt sich, wie alleinstehende Frauen damit über die Runden kommen.

Rund 120 Angestellte zählt das Modehaus, in dem Camila B. arbeitet. Es gibt drei Schichten. Die erste Schicht beginnt um sieben Uhr. «Das ist die härteste Schicht», erzählt sie. Frühmorgens heisst es, die Paletten mit den Waren herumzuschieben, 50 Kilogramm schwere Kisten auszupacken, Gestelle aufzufüllen und die Kasse vorzubereiten. Die zweite Schicht beginnt um 11 Uhr, die dritte um 16 Uhr. Während den Verkaufszeiten machen alle Verkäuferinnen alles: Kasse, Kleider wieder an den richtigen Platz zurücklegen, Gestelle auffüllen und Kundinnen beraten. «Die Schichten dauern fünf, neun und zwölf Stunden und gearbeitet wird von Montag bis Samstag», erklärt Camila B. Als unangenehm empfindet sie die Arbeit auch, weil man den ganzen Tag in einem fensterlosen Raum verbringe. «Man weiss nie, wie das Wetter draussen ist.» Hinzu komme, dass sich der enge Pausenraum im Keller ohne Tageslicht befinde, direkt daneben stünden die Abfallcontainer. Manchmal stinke es enorm, sagt sie. Auch der Umkleideraum für die Angestellten sei eng und die vier Mitarbeiter-Toiletten seien sehr knapp bemessen.

Mittelfristig sieht Camila B. keine Perspektiven in der Schweiz. Sobald wie möglich werden sie und ihr Mann in ihr südamerikanisches Heimatland zurückkehren. Ihr Traum ist es, Kinder zu haben und sich in der Politik zu engagieren.

Weronika G.*, 53 Jahre alt, aus Polen, betreut seit einem halben Jahr eine demente Frau in der Region Zürich

Ihre Stelle bei einer betagten, dementen Frau in der Region Zürich hat Weronika G. über eine Kollegin gefunden. «Sie hat sogar den Kontakt zur Familie hergestellt», erzählt die 53-jährige Polin. Seit rund einem halben Jahr pendelt sie jeden Monat zwischen Kielce, einem Ort südlich von Lodz, und Zürich hin und her. Während ihres Arbeitsaufenthalts ist Weronika G. in der Wohnung der 85-jährigen Frau untergebracht, die sie betreut. Sobald sie von ihrer Kollegin abgelöst wird, fährt sie für einen Monat nach Hause. Weronika G. nimmt dabei jeweils eine über 20-stündige Busfahrt in Kauf,



Illustrationen Max Spring

die sie hin und zurück rund 200 Franken kostet. «Die Busfahrten sind weniger schlimm als die Einsamkeit in der Schweiz», sagt die zurückhaltende Frau in gebrochenem Deutsch.

Mit der Tochter hat Weronika G. einen unbefristeten Arbeitsvertrag abgeschlossen. Für ihre Arbeit erhält sie Kost und Logis sowie 1800 Franken pro Monat nach Abzug der Sozialversicherungen und der Quellensteuer bar auf die Hand. Ein Teil des Geldes ist für die Ausbildung ihrer beiden 20- und 21-jährigen Töchter bestimmt, der andere Teil wird für die Altersvorsorge auf die Seite gelegt. Ihr Mann verdiene als Angestellter eines grossen Gemüse-Exportunternehmens rund 800 Franken. Das sei auch in Polen viel zu wenig, um gut über die Runden zu kommen, betont sie.

Weronika G. ist ausgebildete Primarlehrerin. Nach dem Mauerfall verlor sie ihre Stelle in einem kleinen Dorf in der Nähe von Kielce. Dann kamen ihre beiden Töchter auf die Welt. Als diese grösser waren, schaute sie sich nach einer Stelle um. Doch für ältere Frauen hatte der Arbeitsmarkt keinen Bedarf. Sie war froh, als sie von einer Freundin auf die Möglichkeit aufmerksam gemacht wurde, betagte Personen in der Schweiz zu betreuen.

Jeweils morgens um halb acht beginnt Weronikas Arbeitstag. Sie hilft der alten Frau aus dem Bett, wäscht sie, kleidet sie, macht das Frühstück, begleitet sie zu einem Spaziergang und kocht dann das Mittagessen. Am Nachmittag stehen beispielsweise ein Arztbesuch, ein Spaziergang oder andere Aktivitäten auf dem Programm. Nach dem Nachtessen wird fern geschaut, danach bringt sie die alte Frau zu Bett. Dazwischen wäscht und bügelt sie, macht den Einkauf und hält den Haushalt der grossen Vierzimmer-Wohnung in Schuss. Um 22 Uhr, wenn die alte Dame im Bett liegt, hat Weronika G. Zeit für sich. Dann telefoniert sie per Skype mit ihrem Mann oder ihren Töchtern. An einen ruhigen Schlaf ist aber nicht zu denken. Weronika G.: «Die alte Dame steht mindestens zwei Mal in der Nacht auf und irrt in der Wohnung herum.»

Wie lange Weronika G. noch in die Schweiz pendeln wird, ist offen. Ihre Aufenthaltsgenehmigung EG/EFTA ist fünf Jahre gültig. «Es gibt auch schöne Momente, meine Klientin kann so richtig mitreissend lachen», erzählt sie. Auf die 1800 Franken möchte sie zurzeit nicht verzichten. ■

Judith Stofer

*Namen geändert